

## 9) Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

### 11. Wo die Gesellen ehrlich mit Smetse reden.

Die weil der Teufel von dannen ging, blickte Smetse seine Gesellen an und merkte, daß sie einander anschauten, leise redeten und in ihrem Gebahren verlegen schienen, wie Leute, die sprechen möchten und es nicht wagen.

Und Smetse sprach zu sich selber: „Werden sie mich dem Priester anzeigen?“

Da trat Klippe, der Bär, auf ihn zu. — „Baas,“ sprach er, „es ist uns bewußt, daß das Gespenst Heßels Dir von dem geschickt wurde, welcher da unten regieret. Du hast mit dem Teufel einen Pakt gemacht und bist nur durch sein Geld reich, schon lange hegen wir diesen Verdacht. Aber auf daß Du nicht verfolgt würdest, hat keiner darüber in der Stadt geredet und keiner wird ferner reden. Das wollten wir Dir sagen, auf daß Du ruhig seiest. Somit guten Abend, Baas, und gute Ruhe.“

„Ich danke Euch, Jungens,“ sprach Smetse schier gerührt. Und sie gingen fort.

### 12. Wie Smetse, da er sein Geheimnis wahren wollte, es seinem guten Weibe nicht unter die Zunge gab.

Da der Schmied in die Küche trat, sah er sein Weib auf Anien liegen, sich an die Brust schlagen, weinen, seufzen und schluchzen. Und sie sprach: „Jesus, Herr und Gott! Er hat mit dem Teufel einen Pakt gemacht, aber nicht mit meinem Willen, das versichere ich. Und auch Du, Frau Maria, Du weißt darum und auch Ihr alle, hohe Heilige. Wehe! Ich bin schier betäubt, nicht um meinwillen, nein um meinen armer Mann, welcher dem Teufel seine Seele um elendes Geld verkauft hat. Wehe! ja, er hat sie verkauft. Ach, Ihr hohen Heiligen, die Ihr gar glücklich und glorreich seid, bittet den allergnädigsten Gott für ihn und gerührt anzusehen, daß wenn ich, wie ich zu hoffen wage, christlich sterbe und ins Paradies eingehe, ich allda allein sein und Reiskuchen mit silbernen Löffeln essen werde, die weil mein armer Mann in der Hölle brennt, über Hunger und Durst klagt, und ich werde ihm nicht zu essen und zu trinken geben können. . . Ach, ich werde so unglücklich sein! Ach, Ihr hohen Heiligen, Frau Maria, Herz Jesus, er sündigte nur dies eine Mal und war sein ganzes anderes Leben ein guter Mensch und guter Christ; er gab den Armen und war sanftmütig. Errettet ihn aus dem immerwährenden Feuer und trennet dort nicht, die hier unten so lange vereint waren. Bittet für ihn, bittet für mich, wehe!“

„So bist Du denn sehr betäubt, Weib,“ fragte Smetse.

„Da, Du böser Mann,“ sprach sie, „nun weiß ich alles. Es war das Höllenfeuer, welches im Hause ausbrach und die Schmiede entzündete; diese Bäcker, Brauer und Weinhändler waren Teufel, und ein Teufel auch der Abscheuliche, so Dir den Schlag wies und mir den entsetzlichen Backenstreich gab. Wer wird sich künftig getrauen, in diesem Hause geruhig zu leben? Wehe, unsere Speise ist des Teufels, unser Trank ist des Teufels; vom Teufel ist unser Fleisch, Brot und Käse, vom Teufel unser Geld, Haus und alles. — Wer unter dieser Wohnung grübe, der sähe flugs das Höllenfeuer emporzüngeln. Sie sind alle da, ich sehe sie oben und unten, rechts und links, wie sie gleich Tigern mit weit offenem Rachen auf ihre Beute lauern. Hal' welch schönes Schauspiel wird es für mich sein, meinen Mann durch alle diese Teufel in hundert Stücke zerrissen zu sehen, und das in sieben Jahren, denn er hat es gesagt, ich hab es wohl gehört, in sieben Jahren kommt er wieder.“

„Weine nicht, Weib,“ sagte Smetse, „in sieben Jahren werde ich ihn wie heute meistern können.“

„Aber so er nicht auf den Zwetschenbaum gestiegen wäre, was hättest Du da getan, armer Schelm? Und wird er wie heute in Deine Fellen gehen?“

„Weib, er wird hinein gehen, denn es sind himmlische

Fellen, und was von Gott kommt, hat allzeit Gewalt über den Teufel.“

„Lügst Du nicht,“ sprach sie, „und willst Du mir sagen, was für Fellen das sind?“

„Das kann ich nicht,“ sagte er, „denn Teufel haben keine Ohren, und so leise ich auch zu Dir spräche, sie hörten mich doch; alsdann würde ich sonder Zweifel vom Teufel geholt werden.“

„Ach,“ sagte sie, „das möchte ich nicht, ohngeachtet es mich gar nicht erfreut, hier zu leben und nie nichts zu wissen, gleich wie eine Fremde. Jedoch will ich lieber, daß Du schweigst und gerettet wirst, denn daß Du sprichst und verdammt wirst.“

„Weib, Du sprichst weise.“

„Ich werde alltäglich für Deine Erlösung beten,“ sagte sie, „und eine gute Messe in Sankt Bavo für Dich lesen lassen.“

„Aber,“ fragte er, „wilst Du diese Messe von Teufels Gelde bezahlen?“

„Des habe keine Sorge,“ antwortete sie, „sobald dies Geld in die Truhen der Kirche gelangt, wird es im Nu geheiligt sein.“

„Tue also nach Deinem Belieben, Weib,“ sagte Smetse.

„Ei,“ sprach sie, „Herr Jesus soll jeden Tag eine dicke Kerze haben und Frau Maria desgleichen.“

„Vergiß nicht Herrn Sankt Joseph, denn wir danken ihm viel.“

### 13. Der Mutherzog.

Das Ende des siebenten Jahres kam heran, und am letzten Abend betrat ein Mann die Schwelle des Hauses von Smetse, dem Schmied. Er hatte ein hispanisch Gesicht, hoffärtig und finster, eine Nase gleich einem Habichtsnabel, harte, starre Augen und einen langen, weißen Spibbart. Im übrigen trug er ein feingeschmiedet und verguldet Eisenkleid, den erlauchten Orden des goldenen Bliees und eine schöne, rote Feldbinde. Die linke Hand stützte er auf den Knäuel seines Degens und hielt in der Rechten den siebenjährigen Pakt und einen Marschallstab.

Er trat in die Schmiede und ging stracks auf Smetse zu, trug das Haupt hoch und würdigte keinen der Gesellen eines Blickes.

Der Schmied stand in einer Ecke und bedachte, wie er den Teufel, welcher ihn holen sollte, zum Sitzen auf dem Lehnstuhl bringen könnte. Da schlich unversehens Klippe zu ihm heran und raunte ihm ins Ohr: „Baas, hüte Dich, es ist der Mutherzog.“

„Wehe,“ sprach Smetse bei sich selbst, es ist um mich geschehen, da Alba mich holen kommt.“

Die weil war der Teufel zum Schmied herangetreten, hatte ihn, ohne zu sprechen, am Arm gepackt, um ihn mitzuschleppen, und zeigte ihm den Pakt.

„Euer Gnaden,“ sprach Smetse kläglich, „wohin wollt Ihr mich führen? In die Hölle? Ich folge Euch. Es ist zuviel Ehre für mich Elenden, einem so fürnehmen Teufel wie Euch zu gehorchen. Aber ist es wahrlich schon die Scheidestunde? Ich glaube es nicht, und Euer Hoheit hat eine zu rechtchaffene Seele, um mich früher mitzunehmen denn der Pakt besagt. Geruhe Euer Hoheit sich derweilen zu setzen. Klippe, einen Stuhl für Seine Gnaden, den schönsten aus meinem geringen Hause, den großen, flammweiden, welcher in meiner Küche nahe der Lade beim Kamin steht unter dem Bildnis des Herrn Sankt Joseph. Staube ihn wohl ab, Burische, daß kein Stäublein darauf hafte, und hurtig denn der edle Herzog steht.“

Indessen jagte Klippe, welcher unverweilt in die Küche gerannt war:

„Baas, es wird mir sauer, den Lehnstuhl allein zu tragen, so schwer ist er.“

Smetse gab sich den Anschein, zu zürnen. „Hört Ihr nicht,“ sprach er, „Er vermag ihn nicht allein zu tragen. Geht, helft ihm, und wenn zehn vordnöten sind, so sollen zehn gehen. Schnell doch, Pfui, Ihr Tölpel, sehet Ihr nicht, daß der edle Herzog steht?“

Neun Gesellen gehorchten und trugen den Lehnstuhl nicht ohne Beschwer in die Schmiede; und Smetse sprach: „Stellet ihn hinter seine Gnaden. Ist nicht noch Staub darauf? Bei Ardebeld! diese Stelle haben sie nicht abgewischt. Ich werde

es selbst tun. Nun ist er sauber wie ein frisch gespültes Glas. Geruhe Euer Hoheit, sich zu setzen."

Da der Teufel solches getan, schaute er sich voller Hoffart und Verachtung um. Aber der Schmied fiel plötzlich auf die Knie und sagte hohnlachend: „Herr Herzog, sehet vor Euch den geringsten Eurer Diener, einen armen Tropf, so als Christ lebt, Gott dienet, seine Fürsten ehrt und hofft, wenn solches Euer hoher Wille ist, in dieser Lebensweise noch sieben Jahre zu verharren.“

„Nicht eine Minute mehr,“ sprach der Teufel dawider. „Komm mit, Gläme, komm mit.“

Und er wollte vom Sessel aufstehen, aber er vermochte es nicht. Und da er seine ganze Kraft aufwandte und tausend vergebliche Anstrengungen machte, sagte der wadere Schmied frohgemut: „Euer Hoheit will sich erheben? Ha, das ist noch zu früh! Möge Sie warten, Sie hat sich noch nicht von der langen Reise ausgeruht; ich wage sie lang zu nennen, fintelmalen es wohl hundert Meilen von der Hölle bis zu meiner Schmiede sind. Das ist ein weiter Weg für so edle Füße auf staubigen Wegen. Ach, Euer Gnaden, erholet Euch ein wenig auf diesem guten Lehnstuhl. So Ihr jedoch in großer Eile seid, von hinnen zu gehen, so bewilliget mir die sieben Jahre und ich gebe Euch dafür Euren fürstlichen Urlaub und eine volle Flasche hispanischen Weines.“

„Was schiert mich Dein Wein,“ antwortete der Herzog.

„Baas,“ sagte Flipse, „biete ihm Blut, das trinkt er.“

(Fortf. folgt.)

## Hundemutter.

Von Robert Walter.

Minka kannte den Weg, der vom Gut nach dem Vorwerk Nahmsberge führte. Er maß hundertundfünfzig gelinachte Steine, die in gleiche Abstände gerückt waren. Von einem zum anderen machte man hundert gelinde Sätze, und nach dem dreißigsten mußte man die Zunge hängen lassen. Wenn der Sommer im Staube brannte, dehnte sich der Weg, bis in die Augen, zerschnitt die Füße. Dann ließ man ihn neben sich laufen, galoppierte auf der Böschung am Schattenrand der Tannenschonung bis an die birtene Bachbrücke, durchschwamm den kühlen Strudel, trabte den Grabenrain entlang, der sich schmal bis an den Fuß der Bietberge redete. Minka wußte, nach dieser Steigung ließ der Verwalter die Jügel hängen, und die braune Dufcha erkleg im Tritt und schnaubend die steile Schneise. Minka schob mit tiefer Nase unter das dürre Gezweig der Tannen. Kräftig plusterte ein Hasen ins niedere Laubicht, und aus der Höhe lärmten die Elstern. Rebhuhn- und Hasenpuren ergitterten sich auf dem braunen Nadelteppich. Hoch vom Scheitel der Schneise rief ein herrischer Pfiff. Minka flog hinauf, zog neben der leichtauschlagenden Stute ihren Weg ins raskelnde Buchenlaub, hörte über sich das Rauschen des Waldmeeres. Die Straße fiel allmählich und gewunden ab und in Nares Licht. Und das Rauschen verlor sich am blauen Strand des Himmels. Talwärts in grüne Wiesen lag Nahmsberge gebettet. Gemächlich wand sich der Weg um die dicken Rücken zweier Berge und spannte sich dann linear an der Einfahrt vorbei.

Der Verwalter sprang in den Sattel der Stute. Der Knecht ließ aus Torgatter, riß den einen Flügel auf. Minka kam mit geschreckten langsamen Reinen aus der Hütte, schob sich dicht an die Vorderhufe des Pferdes, hob witternd die Nase. Nahmsberge! wußte sie.

„Sie muß dableiben,“ rief der Verwalter über den Pferdekopf dem Knecht zu, „sie kann jede Stunde werfen.“

Minka wimmerte leise durch die Nase, hob die Augen groß auf, wedelte bettelnd mit der Schwanzspitze.

„Sei vernünftig, Mütterchen,“ tröstete der Mensch, „bleib da.“ Er ritt hinaus. Die blanken Eisen blinkten über den Hof.

Der Knecht hielt sie am Halsriemen. Sie schnappte nach der roten Hand. Er zerrte und schleppte sie zurück, trieb sie in die Hütte am offenen Geräteschuppen. Sie duckte den Kopf, verfolgte ihn mit bösen Blicken, wie er das Gatter schloß und zur Seite der Mauer hinter den Ställen verschwand.

Dann hob sie sich auf, schlief gedrückt zwischen Wagenrädern und Adermaschinen, lugte stillschweigend über den mittäglichen Hof, stieg von einer Karre auf eine Tonne, sprang, hob ihre schwere Last die Mauer empor, lief mit den Vorderfüßen am Gestein abwärts und setzte vorsichtig hinab.

Sie kannte ihre Pflicht besser als der Mensch. Sie wußte, daß sie mit dem Verwalter Sonnabends aufs Vorwerk mußte, wenn er die Arbeiter entlohnte. Durch stürzenden Regen und Sturm und im Innetiefen Schnee. Sie hatte in ihrer Jugend in den Hürden gelegen, auf den Stoppelfeldern, und die Schafe gehütet, war danach für kluge Dienste zu Hofe avanciert. Und im Wirtschaftsleben blieb sie einsam und weise wie in der stillen Welt, durch die die Lerche sang.

Heute rannte sie nicht neben der braunen Dufcha. Sie folgte aus der Ferne und heimlich, um nicht zurückgejagt zu werden. Ihre

Sprünge waren kurz, die Füße schwer und behutsam. Die Augen blickten gequält, und die Zunge troff.

Mailich floß die Luft übers Gras, und die Sonne schien milde. An den Schattenhängen der Bietberge glänzte der Buchenwald violett, und dem Licht zu, wo ihn die Sonne beglänzen konnte, spannte er hellgrüne Schleier. Oben über der Schneise zitterte es zwischen den blanken Stämmen grünlich über dem morschen Laub. Minka hielt die Spur des Pferdes und kürzte allmählich den Abstand. Als Nahmsberge aus der Kiefe tauchte, war sie neben den Hinterhufen, redete den Kopf und blaffte leicht auf wie in zaghafter Freude.

Der Mensch zügelte das Pferd. „Bist Du ihm durchgegangen?“ lachte er erstaunt. Minka kroch wedelnd näher. „Na komm,“ jagte er, „du mußt ja besser wissen, wie weit es mit dir ist.“ Ein gelinder Trab brachte sie den Weg abwärts aufs Vorwerk.

Minka saß in der letzten Sonne, die glasig gelb durch die jungblättrigen Kastanien schimmerte, sah starx vor sich hin und fröstelte. Dicht vor ihr aus der grünen Tür des Gärtnerhauses kamen die Arbeiter, nacheinander. Die lehmbeschmierten Stiefel stapften schwer vorüber. Manchmal lodte ein Mensch, pfiß ihr zwischen den Zähnen. Sie mochte den Kopf nicht mehr drehen. Die ferne Hütte vom Gutshoff tauchte in ihre Gedanken. Dann sah sie ein paar frischgeschorene Schafe hoppeln. Plötzlich roch sie das warme Heu der Hütte. Sie begann zu schwanken und setzte die Vorderbeine breit. Minka wollte unsicher über den tablen Hof und verdroß sich, ohne sich umzublicken, unter die Bretter und Latten des offenen Holzschuppens.

Eine halbe Stunde war vergangen, da führte ein Knecht die braune Stute aus dem Stall. Nach den letzten Arbeitern trat der Verwalter durch die grüne Tür. Er pfiß scharf zweimal. Minka antwortete winselnd. Er horchte um sich, blickte den polnischen Knecht an. „Im Holzschuppen!“ deutete der.

Der Verwalter lodte und rief „Minka!“ Iniete hin und bückte sich unter die langen Daubretter. Da lag sie halb aufgerichtet, wedelte, wimmerte leise in Angst und glücklich. Ihre Augen schimmerten aus dem Schatten. Dann ledte sie ihren Wurf, die kleinen Hündchen, die sich zappelnd ineinander hushielten. „Siehst du,“ lachte der Verwalter, „da sitzt du nun mit den Göhren! Und in der Fremde!“

Der Knecht hatte den Gaul angebunden und kam herzu, kroch auf Befehl unter die Stellagen, streichelte den Kopf der Mutter und sammelte die kleinen blinden und feuchten Weltläufer in seine Mähe, vier Stück.

Minka knurrte bössartig. „Ist gut,“ begütigte der Verwalter, „ist doch gut, Mütterchen.“ Sie ging neben dem Knecht dem Stalle zu, wandte kein Auge von der vorsichtig getragenen Mähe. Hinter ihnen der Verwalter. „Sie muß ein paar Tage bleiben,“ jagte er, „Anfang der Woche kannst Du den Wurf in einem Korb herüberbringen. Sie kann dann nebenher laufen.“

„Man muß sie einsperren,“ meinte der Knecht.

„Mensch,“ entsetzte sich der Verwalter, „sie läuft doch nicht von ihren Kindern.“

In der Ecke des Pferdestalles neben den Häckseln schüttete der Knecht den Kleinen das Nest auf. Der Verwalter ging. Minka folgte ihm bis an die Stalltür, spähte ihm lange nach und schmeiste, und das Wasser trat ihr aus den Nasenlöchern. Dann kroch sie aufs Heu, legte sich und besorgte die arme Hilflosigkeit.

Als der Knecht am späten Abend durch den Stall ging, war sie mit den Kindern verschwunden. Eben hatten die Turmuhren von den entferntesten Dörfern die zehnte Stunde geschlagen. Minka lief in der Dunkelheit die steile Schneise abwärts. Ueber dem Wald stand der Orion mit funtelndem Gürtel. Sie lief hängenden Schweifes. In ihrem Maul trug sie mit behutsamen Zähnen, zärtlich und wie in einer leisen Wiege ein blindes Hundekind. Sie atmete laun, und der Speichel tropfte ihr von den Lezzen. Unter der birkenen Brücke gurgelte das Frühlingswasser. Sekundenlang. Dann hörte sie über sich den stillen Wind durch die Tannenzwiesel fließen. Eilig und fast lautlos lief sie den dunkelschweigenden Wald zu Ende, bog vom Weg durch junge Saat. Die Gutsgebäude tauchten düster auf. Hinter den Dächern schwebten die Sterne. Sie setzte über die Mauer weg, barg das junge Geschöpf in der Hütte, gab ihm zu trinken, deckte es mit lichtem Heu, rannte, ohne zu rufen, über Hof und Feld den Waldbergen zu. Die Zunge hing ihr. Die Füße brannten. Vor ihren Augen sah sie weglang das Versteck unter Brettern und Latten mit den drei kleinen Kindern.

Als sich der Morgen hellte, hörte der Gutsknecht, dem sie tags zuvor entlaufen war, Geräusch in der schwarzgedeckten Hütte. Er wußte, daß sie auf dem Vorwerk hatte bleiben müssen, sah nun ihren Kopf im niedrigen Loch und wartete voll Murre auf den Verwalter.

Minka lag reglos und mit blutigen Füßen neben ihren Kleinen. Mühsam vermochte sie zu wedeln, als sie ihren Herrn wahrte. Stieg dann die Jungen, die an ihr trinken wollten, mit der Schnauze fort. Der Verwalter liebte und streichelte sie. „Das tapfere, arme Vieh,“ sagte er. „Sie wußte, daß sie den Hof bewachen muß. Sie ist viermal den Weg gelaufen, das sind mehr als hundert Kilometer in einer Nacht! Und ist halbtot und kann sich nicht mehr aufrichten. Und die Jungen werden ihr zuviel.“ Der Knecht nahm ihr zwei fort, griff mit rauher, unbarmherziger Hand zu und brachte sie beiseite. Minka wollte nach der mörderischen Hand schnappen, aber sie vermochte nur noch zu winseln.

Der Verwalter untersuchte ihre zerrissenen und geschwollenen

Füße und rief dem Knecht, der hinter den Ställen zurückkam, ein paar Worte zu. Minla lag still, ließ sich ihr braunweißes struppiges Fell streicheln, blickte nachdenklich und wie ein leidender Mensch ins Gesicht des Herrn, klopfte unhörbar und matt mit der äußersten Spitze des Schwanzes. Der Knecht kam mit zwei Schüsseln von den Wirtschaftsgebäuden. Vierzig schlabbste Minla die Schale Milch leer. Aber als der Mensch ihr die Füße waschen wollte, zeigte sie ihm fädisch die Zähne. Der Herr konnte ihr nur gelinde zureden. Sie knurrte bössartig, und ihre Augen glänzten grünlich.

„Daß sie,“ sagte der Betwalter etwas gedrückt, „ich verstehe das schon.“

„Sie ist eben ein dummes Vieh,“ beschloß der Knecht und goß das Wasser aus.

Diese Hände haben erst vor Augenblicken die Kleinen getötet, dachte Minla. Sie trock in die Hütte zurück und leckte ihre wunden Füße.

## Schriften von und über Richard Wagner.

Als Ecksteine einer positiv revolutionären Musikbewegung sind eigentlich nur drei Meister anzusprechen: Beethoven, der die Instrumentalmusik zur gewaltigsten Ausdrucksfähigkeit des Gefühlslebens erhob, und Gluck; nach ihm Wagner, denen wir das Musikdrama im Bereich des Theaters verdanken. Keiner von diesen dreien hat jedoch die gesamte Kulturwelt, sei es für oder gegen sich, ständig so intensiv beschäftigt, wie Wagner. Sein Name ist ein kultureller Begriff — so bedeutsame Wirkungen sind von ihm ausgegangen. In den Geist dieser Kunstrevolution von heute auf morgen einzubringen, ist allerdings weniger einfach, als es scheinen mag. Der Literatur über Wagner kommt keine über irgendeinen der größten Universaldichter an Umfang nahe. Bis jetzt ist sie auf etwa 14 000, wenn nicht mehr selbständige buchhändlerische Publikationen angewachsen.

Mit dem 1. Januar 1914 sind nun Wagners Musikschöpfungen und Schriften freigeworden. Jeder Unternehmer darf sie aufführen oder drucken lassen, ohne einen Großen Honorar auszuwenden zu müssen und jedermann kann sie billig erwerben. Nun liegt sein Lebenswerk vor uns. Was davon Dauer behalten wird, bleibt der Zukunft überlassen zu entscheiden. Eins wissen wir: in Wagners Musik braust der Sturm des modernen Zeitalters, daher ihre geheimnisvolle Wirkung.

Aus der Hochflut buchhändlerischer Unternehmungen, mit denen der Markt binnen weniger Monate überschwemmt wurde, ragen auf: Wagners gesammelte Schriften. Bis jetzt haben wir drei Ausgaben nebeneinander. Zuerst erschienen ist die zwölfbändige Sammlung der Leipziger Firmen Breitkopf & Härtel (1911). Sie ist seit 1912 auch in einer billigen Volksausgabe (der brosierte Band eine Mark) zu haben. Ursprünglich umfaßte die noch von Wagner selbst redigierte Ausgabe neun, nach seinem Ableben zehn Bände. Ihr wurden die beiden Schlussbände angefügt. Im ersten Band sind die Texte komponierter Jugendopern, ferner Entwürfe und Dichtungen zu zahlreichen anderen nicht vertonten Werken aus der ersten („unbewußten“) Schaffensperiode Wagners zusammengebracht; doch auch die frühesten Entwürfe zu einigen Musikdramen, deren textliche und musikalische Ausgestaltung in die zweite („bewußte“) Periode fallen. Der letzte Band enthält in zwölf Abteilungen mit vielen Unterabteilungen das Aller-verschiedenartigste: Musikalisches, Poetisches, Ästhetisches und Ethisches, Journalistisches und Politisches, Philosophisches und Religiöses, Persönliches und Lebensgeschichtliches.

Die beiden anderen Ausgaben der Gesammelten Schriften Wagners unterscheiden sich von dieser in mancher Hinsicht zu ihrem Vorteil oder Nachteil, je nach dem Standpunkt, den der Beurteiler einnimmt. Legt er den Hauptwert auf die Wiedergabe aller bis jetzt bekannten Schriften Wagners, so trägt freilich die von dem Moskauer Professor Wolfgang Goltzer für Bongs „Goldene Klassiker-Bibliothek“ (Berlin) besorgte Ausgabe den Titel „Gesammelte Schriften und Dichtungen“ zu Unrecht. Goltzer hat die Texte der Jugendoperen nicht aufgenommen. Ferner ließ er drei Gedichte, die den Siebelpunkt der revolutionären Anschauung Wagners zwischen 1848/49 eklatant anzeigen, fallen, angeblich weil sie sich mit ästhetischen Anforderungen nicht decken. Wenn Goltzer deren soziale Tendenz ansichtig erachtete, warum hielt er denn den „patriotischen“ Ausruf „An das deutsche Heer vor Paris“ oder das chauvinistische Lustspiel „Eine Kapitulation“ trotz aller poetischen Schwächen des Ausdrucks für würdig? So viel Rannesmut müßte er schon aufgebracht haben, um Wagner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit den politischen Beiträgen für Nöckels „Volksblatt“ schaltet Goltzer ähnlich. Zwei davon: „Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königshause gegenüber“ und „Die Revolution“ gibt er zwar vollständig. Der Mensch und die bestehende Gesellschaft wenigstens noch bruchstückweise. Deutschland und seine Fürsten, diese flammende soziale Anklage der Gekrönten schweigt er gänzlich tot. Sollte ihm dies Opus fremd geblieben sein? Das ist nicht gut anzunehmen. Was die Einordnung der Dichtungen und Prosaschriften Wagners betrifft, so verfuhr Goltzer nach dem Vorbild ihres Verfassers chronologisch, d. h. er ließ sie folgen, wie sie zeitlich entstanden sind. Dankenswerte Anmerkungen, Namenregister und alphabetisches Inhaltsverzeichnis im Umfang von 200 Druckseiten nebst 20 beigegebenen Porträts, Wohnstättenbildern,

faksimilierten Briefen und Notenblättern weisen dieser Ausgabe einen gesonderten Platz an. Vom buchtechnischen Standpunkt aus darf sie geradezu als ein Wunderwerk bezeichnet werden. Wenn in erster Linie an wirklich splendider Ausstattung gelegen ist, der wird sicher zu diesen fabelhaft schmucken sechs Leinenbänden greifen. 15 Mark ist wahrlich ein billiger Preis.

Trotzdem muß ich der von Julius Kapp für Besses „Deutsche Klassiker-Bibliothek“ (Leipzig) besorgten Ausgabe den Vorrang einräumen. (Im gleichen Verlag erscheinen auch Wagners gesammelte Briefe, herausgegeben von Julius Kapp und Emerich Kastner.) Sie präsentiert sich in gutem, klarem Druck auf holzfreiem, weichem Papier in einfachen, festen Leinenbänden, die auch dem Zweck reichlichen Gebrauchs standzuhalten vermögen, kurz, sie appelliert an das große Volk der Leser, die Wagner in unverstümmelter Gestalt haben wollen. Und solchen Wünschen entspricht eben die Kappsche Ausgabe.

Sie ist nicht nur gleichwertig der zwölfwändigen Breitkopf & Härtel-Siegelschen Ausgabe, sondern übertrifft sie noch an Inhalt. Von ihr, namentlich aber von der Goltzerschen Ausgabe, unterscheidet sie sich durchaus. Zunächst enthält sie eine zum erstenmal versuchte Zusammenfassung aller für Wagners Leben wichtigen Dokumente, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind, jedoch bisher nur schwer zugänglich waren. Dazu kommen mehrere Reden, soweit sie in eigenen Konzeptzetteln oder zuverlässigen Stenogrammen vorlagen. Unter den Aufsätzen zur Musikgeschichte begegnen wir einer aus Wagners frühester Zeit stammenden Magdeburger „Freischuh“-Kritik. Sie sowohl als das gleichfalls erstmalig nach dem Original veröffentlichte „Fragment über Hector Berlioz“ und das „Extrablatt aus Paris“ fehlen bisher in allen Ausgaben. Aus dem Nachlaß sind Gedankenprotokolle gehoben. Ferner treffen wir Wagners nahezu total unbekannt gebliebene programmatische Erläuterungen zu Stücken aus „Lohengrin“ und „Tannhäuser“. Desgleichen wird der von Wagner wesentlich umgestaltete Text zu Glucks „Phigonia in Aulis“ erstmalig mit allen szenischen Bemerkungen zum Abdruck gebracht. Gänzlich neu ist die Zusammenstellung aller Wagnerischen Schriften. Kapp umgeht in der richtigen Erkenntnis des Charakters sinnverwirrender Zerissenheit das Schema der Zeitfolge. Dafür gibt er die einzelnen Stücke zu inhaltlich verwandten Gruppen zusammen, jedoch streng chronologisch geordnet. Demgemäß enthalten drei aufeinanderfolgende Bände die Texte aller von Wagner auch in Musik ausgeführter Werke. Daß Kapp hier durchweg die Partitur als einzig maßgebend zugrunde gelegt hat, ist unstrittig richtig. Es handelt sich doch um Dichtungen für Musik. In der Form, die Wagner ihnen gab, als er sie komponiert hat, also als Wort-Ton-Dramen haben sie Gültigkeit. Goltzer hingegen bevorzugt die von Wagner für seine Werkausgabe gewählte Fassung. Eine Vergleichen beider Lesarten ergibt zahlreiche Abweichungen. Aus diesem Dilemma wird nur herauszukommen sein, wenn der Textkritiker nicht bloß Philologe, sondern zugleich Fachmusiker ist. Den textlich und musikalisch ausgeführten Dichtungen läßt Kapp sämtliche Entwürfe, Fragmente und lyrischen Gedichte folgen. So hat man Wagner, den Dichter, beisammen und braucht, um seinen Entwicklungsgang zu erkennen, sich nicht erst das zwischen Aufsätzen usw. verstreute Material zu suchen.

Das gleiche Prinzip der Vereinheitlichung hat Kapp auch bei allen musikalischen Schriften sowie bei den grundlegenden theoretischen Schriften („Die Kunst und die Revolution“ usw.) angewendet. In diese letzteren sind die Aphorismen eingefügt. Daran schließen sich logisch allerhand Artikel politischen, polemischen und kunstreformerischen Inhalts, die das Bild der revolutionären Persönlichkeit Wagners vervollständigen.

Daß Kapp in der Erwägung, daß Wagner „nicht das richtige Objekt für philologische Betrachtungen“ sei, auf den Vallaß gelehrter Kommentare verzichtet hat, wird man ihm gern verdienstlich anerkennen. Er beschränkt sich durchaus auf knappe Einführungen und Erläuterungen, ohne dabei irgendwelche Vorgänge, Zustände, menschliche Schwächen seines Feldes zu beschränken. Die Tendenz einer wohlthuenden demokratischen Auffassung belebt das Ganze. In verschiedenen Bildern in guten Reproduktionen stoßen die jeder Operndichtung vorangestellten Nachbildungen der Theaterzettel. Ein ausführliches Namen- und Sachregister fehlt ebenfalls.

Von sonstigen Einzelausgaben verdienen die der Inselbucherei (im Inselverlag zu Leipzig) besondere Erwähnung. Jedes Bändchen kostet, geschmackvoll und dauerhaft gebunden, nur 50 Pf. Darunter dürfte das Bändchen zu bevorzugen sein, das fünf Gedichte von Mathilde Wesendonk in Wagners Komposition für eine Frauenstimme mit Klavierbegleitung enthält. Nicht allein herrliche Musikgebilde ihrer Art, sind sie auch gerade als Vorfrucht für „Tristan und Isolde“, das „Drama des lönnenden Schweigens“, äußerst charakteristisch.

Als billige Textausgaben der Opern empfehlen sich die Reclam-Bändchen, die von „Nienzi“ bis zum „Barshal“ alle Musikdramen enthalten. (Jedes zu 20 Pf.) Aus Wagners Werken ist auch sonst schon einzelnes bei Reclam zu haben, darunter die autobiographische Skizze, die Sammlung: ein deutscher Musiker in Paris und die Schrift über das Dirigieren. Zu guter Letzt sei noch hingewiesen auf Max Chops Erläuterungen zu elf Tondramen Wagners (gleichfalls in Reclams Universal-Bibliothek). In je drei Abteilungen bespricht der Verfasser die

Borgeschichte, die Handlung und die Musik des jeweiligen Werkes. Gründlichkeit, dabei flüssige, lebensvolle Darstellung, zumal auch in der Aufrollung der Wagnerischen Musikstruktur und ihrer durch Notenbeispiele unterstützten Ausdeutung verleihen diesen Erläuterungen einen großen praktischen Wert. Nur glaube ja keiner, es genüge schon, Wagners Schöpfungen zu kennen, wenn er deren Musikmotive seinem Gedächtnis eingedrillt hat. Erst die Vertrautheit mit den Wortdramen selbst gewährleistet dem Hörer nachher ein tieferes Eindringen in die Musik. Ein Kunstwerk will als Ganzes genossen sein.

Ernst Krowolski.

## Die Esse des Vulkan.

Wie schon vor Millionen von Jahren, wie im klassischen Altertum, so ist auch heute noch Sizilien das Land, unter dem jene unheimlichen Gwalten nie zur Ruhe kommen, die sich die Velleuen durch Hephästos, den Gott des unterirdischen Feuers, und durch Poseidon, den Meeresherrn, versinnbildlicht dachten, und mit dem Stöße seines Dreizacks selbst die Erde zur Erschütterung brachte. Der Aetna, dieser gewaltige Bergkegel, galt den Alten als die Esse der unterirdischen Feuerschmiede, die des Hephästos Reich bildete. Und bis zum heutigen Tage hat dieser größte feuerfreiende Berg Europas, einer der tätigtsten Vulkane der ganzen Welt, nichts von seinen unheimlichen Kräften und Gwalten eingebüßt.

Mythos und Volksglaube haben sich in ihrer dichterischen Umschreibung der Eigenschaften dieses Berges gar nicht einmal so weit von der Wirklichkeit entfernt. Denn man kann tatsächlich den Aetna die Esse des unterirdischen Feuerherdes nennen, der sich nicht nur unterhalb Siziliens, der sich unter dem ganzen Tyrhenischen Meer ausbreitet, und dessen Lebensäußerungen fast Jahr für Jahr an irgendeiner Stelle dieses Gebiets verderbenbringend zutage treten. Freilich wissen wir über den wahren Zustand des Erdinneren nichts; wir können nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob der Erdern aus glühend heißen Gasen, ob er aus flüssigem Magma, ob er aus glühendem, unter höchstem Druck stehenden Gestein besteht. So vielerlei Theorien es über den Zustand des Erdinneren auch gibt — bisher hat man sich auf eine bestimmte Lehre nicht einigen können. Aber so viel steht jedenfalls fest, daß sich das Erdinnere infolge des außerordentlichen Drucks, der im Innern unseres Planeten herrscht, in einem Temperaturzustande befindet, der alle Gesteinsarten zum Schmelzen, wenn nicht zum Verdampfen bringen muß. Sicherlich finden sich mit zunehmender Tiefe auch Stadien des Ueberganges, derauf, daß zunächst vermutlich eine Region kommt, wo alle die Gesteinsarten feuerflüssig sind, die bei vulkanischen Eruptionen in Form von Lava an die Oberfläche gelangen, um hier langsam zu totem Stein zu erkalten. Jedenfalls bildet der Aetna die natürliche Esse des unterirdischen Feuerherdes, die sich dieser im Laufe der Jahrtausende aus Asche und Lava selbst aufgetürmt hat. Würde es möglich sein, in den Hauptkrater des Aetna weiter als bis an den oberen Rand einzudringen, so würde man sicherlich den Ausblick einer feurigen Hölle vor sich haben, die in unermeßliche Tiefen führt, und vor deren Schreden selbst die Schilderung aus Dantes „Inferno“ verblasen würde.

An keiner Stelle Europas, von Japan abgesehen, an keiner anderen Stelle der Erde ist die Unruhe der tief im Schoße der Erde wohnenden Gwalten so groß wie im Umkreis des Tyrhenischen Meeres. Und auch das Ionische Meer steht ihm in dieser Hinsicht nicht weit nach. Es sind die Reste jugendlichen Ungestrüms, die sich an dieser Stelle im Schoße unserer alternden Mutter Erde äußern; denn hier ist sie gewissermaßen noch jung, hier ist der Umgestaltungsprozeß zwischen Land und Wasser, ist die Gebirgsbildung noch in fortwährendem Flusse, und wenn wir kurzlebigen Erdenbewohner davon auch im Grunde genommen nicht viel sehen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir Menschen durchschnittlich noch lange nicht sechzig Jahre alt werden, daß Mutter Erde aber wohl schon auf ein Alter von sechshundert Millionen Jahren zurückblicken mag, und daß sie trotz dieser beträchtlichen Zahl an Jahren sozusagen noch eine Dame im besten Alter ist. Die Klüfte und Falten, die sich unserer Mutter Erde im Laufe ihres Lebens zugelegt hat, und die wir als Gebirgszüge und Täler ansprechen, entstehen naturgemäß erst innerhalb so langer Zeiträume, daß sie unserm kurzlebigen Geschlecht als seit ewigen Zeiten vorhanden erscheinen. Aber die Geologie, jene ungalante Wissenschaft, die sich damit befaßt, aus dem gegenwärtigen Neuzern unserer Mutter Erde Schlüsse auf ihr Aussehen in jüngeren Jahren zu ziehen, und auf diese Weise ihrem bisher ängstlich geheim gehaltenen wirklichen Alter nachzuspüren, hat uns nachgewiesen, daß es, eben geologisch gesprochen, noch gar nicht so lange her ist, seit das schöne Land Italien überhaupt besteht. Einstmals, noch in der Kreidezeit, bedeckte ein tiefer Ozean dieses Erdgebiet, und erst in der Tertiärperiode hob sich allmählich Italien empor, während westlich der Halbinsel das Meer weiter und weiter absank. So bildeten sich Bruchlinien und unterirdische Abstürze, zumal alsbald Teile des emporgestiegenen Landes wieder versanken. Denn einstmals bestand von Europa nach Afrika ein

breites Landmassiv, und sowohl Sizilien wie Sardinien und Korfu und alle Tyrhenischen Inseln hingen mit dem Festland zusammen, das erst nach der ersten großen Eiszeit allmählich seine heutige Stiefelform annahm. Die Länder jener unterirdischen Bruchstellen aber sind bezeichnet durch die vulkanischen Klüftengebiete Italiens; da, wo die glühenden Massen des Erdinnern gewaltsam an die Oberfläche drängten, entstanden die mächtigen Vulkane, und die Zerrungen, Verschiebungen, Pressungen und Versetzungen im Innern der Erde sind es, die fortwährend die Gebiete um den Aetna, um den Vesuv und Stromboli, überhaupt das ganze Mittelmeerbecken, zur Erschütterung bringen.

Das Erdbeben, von dem jetzt wieder der Ostabhang des Aetna betroffen worden ist, ist nur ein winziges Glied in der ununterbrochenen Reihe von Erschütterungen, denen dieses vielgeprüfte Land seit Menschengedenken ausgesetzt gewesen ist, und denen es wohl noch bis in unabsehbar ferne Zeiten ausgesetzt bleiben wird. Diesmal scheint es sich nur um eines der weniger verhängnisvollen vulkanischen Beben zu handeln; schlimmer sind die tektonischen Beben, die auf Veränderungen im unterirdischen Gebirgsaufbau zurückzuführen sind, und deren schwerstes in neuester Zeit, am 28. Dezember 1908, die Städte Messina und Reggio zerstört hat. Nicht selten folgt den vulkanischen Beben alsbald auch eine Eruption.

## Kleines Feuilleton.

### Verkehrswesen.

Die Magnetbahn. Ueber eine bedeutsame Erfindung, die bestimmt ersehnt, im modernen Verkehrswesen eine tiefgreifende Umwälzung hervorzurufen, veröffentlicht ein Londoner Blatt einen Aufsehen erregenden Bericht. Es handelt sich um die Erfindung eines französischen Ingenieurs, der 20 Jahre an seiner Erfindung gearbeitet hat. Er heißt Emile Bachelet, und seine Erfindung nennt er die „Bachelet Levitairio Railwav“, die schwebende Eisenbahn. Wenn man das große Versuchsmodell, das der Erfinder jetzt in London einer Anzahl von Technikern und Eisenbahnsachleuten vorführte, im Betriebe sieht, glaubt der Laie im ersten Augenblick fast an ein Wunder. Diese Eisenbahn schwebt mit blitzartiger Schnelligkeit ohne jede Stütze und ohne jeden Halt durch die Luft, scheint aller Gesetze der Schwerkraft zu spotten, und erreicht wie spielend eine Stundengeschwindigkeit von 500 Kilometern. Bachelets Erfindung beruht auf der Beobachtung, daß gewisse Metalle einen hemmenden Einfluß auf die magnetische Kraft ausüben, die von einer mit Wechselstrom gespeisten elektrischen Spule ausgeht. Diese Hemmungswirkung führt zu „Wirbelströmungen“, die das Gegenteil magnetischer Anziehungskraft hervorbringen: also statt der Anziehungskraft eine magnetische Abstoßung. Zu den Metallen, die auf diese Weise reagieren, zählt das Aluminium. Die Wirkung magnetischer Elektrizität auf Aluminium bildet die Grundlage der Bacheletschen Erfindung.

Die Wagen der neuen magnetischen Luftbahn gleichen in ihrer Grundform fast einer Zigarre oder einem starren Luftschiff. Wenn sie halten, liegen sie auf der Strecke, die einer Reihe elektrischer Spulen gleicht. In kurzen Abständen von wenigen Fuß liegt hier Spule neben Spule. Mit der Einschaltung des elektrischen Stromes beginnen die Spulen ihre Tätigkeit, statt den Wagen anzuziehen, stoßen sie ihn ab, und die Folge ist, daß der Wagen emporgehoben wird und unmittelbar über der Strecke in der Luft schwebt. Auf der Strecke sind nun in Abständen von etwa 10 Meter sog. Solenoiden angebracht, große Magneten, die in Form eines Tunnels oder einzelner halbrunder Brücken die Strecke überwölben. Der Wagen fährt unter diesen Solenoiden durch, die automatisch mit Energie geladen werden und so als ein stetiger Magnet wirken, der den Zug über die Strecke hinstreckt. Das Versuchsmodell, das Bachelet den Ingenieuren vorführte, ist in einem langgestreckten großen Saal aufgestellt. Der Erfinder steht an einem Tisch, hebt einen Hebel: und plötzlich springt der Wagen von der Strecke empor und hängt unbeweglich mitten in der Luft. Alle Versuche, diesen durch magnetische Gewalt in den freien Luftraum gebannten Wagen auch nur um einen Millimeter Breite zu bewegen oder herabzudrücken, waren vergeblich. Nun bewegt der Erfinder einen zweiten Hebel: und blitzschnell saust der Wagen über die Strecke hin. Das Auge vermag kaum zu folgen. Im Vergleich mit den Betriebskosten der modernen Eisenbahnen sollen die laufenden Betriebsausgaben der Bacheletschen schwebenden Bahn erstaunlich niedrig sein. Die Konstruktion ist von größter Einfachheit, die Instandhaltungskosten sind minimal. Kurven können mit einer Geschwindigkeit durchflogen werden, wie sie heute kein Eisenbahningenieur zu erträumen wagt. Alle Reibungswiderstände fehlen, keine Kraft zur Fortbewegung toten Gewichtes wird vergeudet. Zunächst soll die Erfindung in den Dienst der Post gestellt werden. „Wir wollen zuerst zeigen“, erklärte der Erfinder, „daß die Brief-, die Paket- und die Güterbeförderung mit vollkommener Sicherheit und unter Ausschluß aller Gefahren erfolgt; erst dann werden wir zum Passagierdienst übergehen.“